

Die Jugend als militärische Reserve

Autor(en): **Allgöwer, Walther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **5 (1937-1938)**

Heft 12

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759027>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Jugend als militärische Reserve

von Walther Allgöwer

I.

Gedrängt von der allgemeinen europäischen Rüstungspsychose, sieht sich die Schweiz veranlasst, Umschau zu halten nach Hilfe für ihre politische Selbstbehauptung. Im Zeitalter des totalen Krieges genügt es nicht mehr, das Heer mit immer besser konstruierten Waffen auszurüsten und die Mannschaft einer verlängerten Ausbildung zu unterwerfen. Selbst eine hochentwickelte Kriegsindustrie und eine garantierte Nahrungsmittelversorgung reichen nicht aus, um der Verteidigung die notwendige militärische und politische Tiefe zu geben. Die geistige Vorbereitung aller Schichten der Bevölkerung auf das Durchhalten der Front und des Hinterlandes in einem nächsten Zerstörungskrieg tritt als zwingende Aufgabe immer stärker in den Vordergrund und fordert kategorisch eine Lösung. Durch die jüngsten Luftschutzmassnahmen wurde sich das gesamte Volk der Bedrohung seiner Heimat bewusst, so dass heute der Boden geschaffen ist für eine Diskussion über den Ernst unserer Lage und über die Möglichkeiten der Hilfe und der Abwehr.

Schon während des Krieges verlangte Ständerat Wettstein eine staatliche Jugendorganisation zur Verstärkung der innern Widerstandskraft. Das Postulat scheiterte in der abrüstungsfreundlichen Nachkriegszeit an religiösen, politischen und föderalistischen Bedenken. Angesichts der militärischen Organisation der italienischen und deutschen Jugendverbände, und gedrängt durch die offenbare Notwendigkeit einer Verstärkung unserer Landesverteidigung, sah sich der Bundesrat veranlasst eine Vorlage auszuarbeiten, welche die Vorbereitung der männlichen Jugend auf die spätere Rekrutenschule vorsah. Darnach hätte jeder Heranwachsende vom 15. bis zum 17. Altersjahr einen turnerischen Vorunterricht, im 18. Jahr einen Jungschützenkurs und in dem Jahr vor der Rekrutenschule einen Kadettenkurs zu absolvieren. Die Vorlage ging von den Wünschen der Armee aus und versuchte die militärischen Forderungen den politischen Kreisen mundgerecht zu machen. Der Bundesrat hoffte auf die

Unterstützung der bürgerlichen Parteien und konnte sich auf die „Schweizerische Wehraktion“ berufen, in der unter der Führung der Jungliberalen die Schweizerjugend aus allen Lagern sich zu einer gemeinsamen Bewegung für die vormilitärische Ausbildung der Heranwachsenden verbunden hatte.

Seither haben die verschiedensten Parteien und Gruppen zu der Vorlage Stellung bezogen, die aber meist negativ ausgefallen ist. Die Opposition richtet sich vor allem gegen die Einführung von Kadettenkursen, seltener gegen das Turnen und Schiessen. Von kirchlicher Seite wurde eingewendet, dass mit dem geforderten staatlichen Unterricht die Sonntage entheiligt und die Kinder allzu früh an den Gedanken des Tötens gewöhnt würden. Jugendverbände wehrten sich gegen das Obligatorium und gegen das Einsetzen eines obrigkeitlich bezahlten Kadets. Einzelne Parteien befürchteten, dass ihnen der politische Einfluss auf die Jugend verloren gehen könnte. Föderalistische Bedenken wurden laut; man wehrte sich gegen eine Bevormundung der Jugenderziehung durch den Bundesrat und hielt zäh am kantonalen Souveränitätsrecht fest. Die Lehrerschaft sah sich veranlasst, im Namen der Schweizerischen Jugenderziehung ein Veto einzulegen. — Unter diesen Angriffen und Bedenken ist schliesslich der bundesrätliche Vorschlag zusammengebrochen, und es besteht die Gefahr, dass man jetzt das Kind mit dem Bade ausschütten wird. Wenn wir aber erkannt haben, wie bedrohlich unsere Lage ist, dann sind wir gezwungen, trotz allen Schwierigkeiten eine Lösung zu finden.

II.

Die Forderung des militärischen Vorunterrichts wird zunächst unter dem Eindruck einer ganz bestimmten Vorstellung von der Beschaffenheit und dem Verlauf eines kommenden Krieges gestellt. Der Weltkrieg hat während seiner langen Dauer eine weitgehende Angleichung aller Waffen und der damit verbundenen Taktik unter allen beteiligten Völkern gebracht. Daraus wurde ohne weiteres auf eine totale Gleichschaltung der gesamten europäischen Kriegsführung, ja auf die Egalität aller modernen Strategie geschlossen und allen wichtigen Differenzierungen nur untergeordnete Bedeutung beigemessen, wie sehr sie in der Praxis auch auffallen mussten. Mit dieser Auffassung

verband sich als Erbstück des letzten Jahrhunderts der Glaube an die Berechenbarkeit aller kriegerischen Möglichkeiten in waffentechnischer und taktischer Hinsicht, wodurch jedes Moment der Ueberraschung ausgeschaltet werden sollte. Andererseits kam dazu, dass aus innerpolitischen Gründen das *Parabellum* zum höchsten Glaubensinhalt mancher Völker wurde und sich an den sichtbaren Rüstungen stets neu entzündete. Damit wurde das Wesen des Krieges und die ihm eigene Gesetzmässigkeit verkannt.

Der Krieg als eine Ausnahmeform des politischen Lebens der Völker ist in seinem Vorbereitungsstadium und während seiner Dauer dem Wesen nach ein tiefestes Spiel um den Bestand eines ganzen Landes, wie Clausewitz erkannte. Die Spielenden kennen wohl gewisse Anfangswerte der einzusetzenden Figuren, aber über deren spätere mutmassliche Stellung und die Art ihres Einsatzes ist kein Führer orientiert. Vieles lässt sich vorbereiten und muss vorbereitet werden, doch hat man sich Figuren, aber über ihre spätere mutmassliche Stellung und die menden Krieges nicht nach den errechneten Gesetzen richten wird. Die Kriegsvorbereitung ist notwendig als Schutz nach aussen, aber man darf darüber nicht vergessen, wie unsicher alle Vorbereitungen immer bleiben, weil das Wesen des Krieges in der Unsicherheit des echten Spieles besteht, wobei nur gewisse allgemeine Regeln bekannt sind, niemals aber einem mutmasslichen Resultat absolut zwingende Gültigkeit zukommt. Zu allen Zeiten wurde versucht, diese Unsicherheit auf ein ungefährliches Minimum zu reduzieren; man erbaute Festungen und entwarf Aufmarsch- und Angriffspläne, die jedoch nur dann von entscheidender Wichtigkeit werden konnten, wenn sie nicht zu starr waren, sich unvorhergesehenen Situationen und Schwierigkeiten anzupassen.

Das *Parabellum* verliert den grössten Teil seiner schützenden Kraft im Augenblick, wo alle Völker mit dem Rüsten beginnen, wie dies Frankreich in jüngster Zeit erleben musste. Um die nun entstehende Unsicherheit zu bannen, greift man schliesslich zum Postulat des totalen Krieges, der sich als Konsequenz der dauernden Rüstungsvermehrung ergibt. Man versucht durch die Bereitstellung aller mobilisierbaren Kräfte den Vorbereitungen der andern zuvorzukommen. Damit wird der

Glaube der grossen Masse an die Berechenbarkeit des Zukunftskrieges und die Verkennung seines unbekanntem, eigen-gesetzlichen Wesens ins Unermessliche gesteigert und ein gan-zer Erdteil in einen Rüstungswettlauf hineingejagt, bei dem die Gewinnchancen äusserst gering sind, weil die Kriegsvorberei-tung mehr Kräfte verzehrt und sich über einen längeren Zeit-raum erstreckt als der Krieg selbst. Die Gesinnung der totalen Mobilmachung will die grösste militärische Stärke nur dadurch garantiert sehen, dass die Kombattanten in ständiger Alarm-bereitschaft und daher in dauernder geistiger Hochspannung ge-halten werden. Dieses vorzeitige Inbewegungsetzen muss aber, wenn der Krieg nicht der Mobilisation als logische Konsequenz unmittelbar folgt, auf die Dauer das Volk zermürben und ver-unmöglicht schliesslich eine weitere Steigerung der Einsatz-bereitschaft, so dass im Ernstfall das Land bereits vom Mar-schieren im Frieden erschöpft ist.

Die totale Mobilmachung vernichtet in ihrer konsequenten Fortführung schliesslich ihren eigenen Inhalt, weil sie kein Ende kennt, sondern als ewiger rastloser Prozess das Volk stets-fort zur vollen Entfaltung aller seiner Kräfte zwingt. Sie schöpft dauernd aus den Reserven, bis auch die letzten Kräfte in Bewegung sind und somit eine erneuernde Zufuhr von innen nicht mehr möglich ist. Mit diesem molochartigen Umsichgreifen der Mobilisation wird der Hintergrund aller militärischen Schlagkraft sowohl für den Einzelnen wie für das Gesamte zer-stört: die Reserven. Alles Mobilisierte büsst an Kraft ein, da die Energie, welche die Bewegung ermöglichen soll, nur vom eigenen Inhalt genommen werden kann und daher stets eine eminente Schwächung des Ganzen bedeutet. Nur ru-hende Reserven sind wirklich schlummernde und daher verfügbare Kräfte. Jeder Führer, der in sich selbst und bei an-deren die Reserven zu früh mobilisiert, läuft Gefahr, die besten Kräfte in blossen Manörevorbereitungen zu verschwenden und im Ernstfall vorzeitig verbraucht zu haben. Das Geheimnis der Führung besteht von jeher darin, die vorderste Front mög-lichst schwach, im Hintergrund aber die ruhenden Reserven zum entscheidenden Schlag bereit zu halten. Ein Gleiches gilt für den Einzelnen und für den Staat, wenn sie sich ihrer leben-digen Struktur gemäss verhalten wollen.

III.

Unsere Armee erhält ihr besonderes Gepräge durch die Eigenart unseres Staates. Die Bundesverfassung beginnt „Im Namen Gottes“ und deutet damit nicht nur auf eine allgemein religiöse Grundlage, sondern zeigt das ursprünglich christliche Gesicht der Schweiz. Das Christliche als geschichtliche Erscheinung ist spürbar in allen Lebensbereichen des Staates und steht zu diesem oft in enger Verbindung, die sich als gegenseitige Förderung auswirkt. In der Art und Weise der Assimilation des Christlichen sehen wir deutlich den besondern, geschichtlich geformten Charakter unseres Volkes. Der föderalistische Bau des Staates hat das 19. Jahrhundert mit seinen Zentralisierungstendenzen überdauert. Der Bund leistet sich trotz der aussenpolitischen Bedrohung den Luxus einer kaum übersehbaren Mannigfaltigkeit in dem Bewusstsein, darin einen unschätzbaren Reichtum und eine grosse Kraft zu besitzen. Die Eigenart der Kantone, die Besonderheit der Sprachen und die Trennung in Konfessionen haben sich trotz mancher Reibungen nicht als staatsgefährdend erwiesen, sondern wirkten befruchtend durch ihre gesunde Gegensätzlichkeit.

Bei aller aussenpolitischen Zurückhaltung kann die Schweiz in Europa nicht ein unbeachtetes Sonderdasein führen, weil sie in die Schicksalsgemeinschaft des Abendlandes hineingestellt ist. Die Geschichte der alten und neuen Eidgenossenschaft beweist an unzähligen Beispielen die Verbundenheit und Abhängigkeit der Schweiz von den umliegenden Ländern. An Emanzipationsbestrebungen hat es in keinem Zeitalter gefehlt, aber sie scheiterten meist an der Kleinheit des Landes, die eine Selbsterhaltung weder in wirtschaftlicher noch in geistiger Beziehung zulässt. Augenfällig wird dies besonders im letzten Jahrhundert, als sich die Schweiz zur Demokratie im modernen Sinne entwickelte. Die Freiheitspostulate der französischen Revolution trafen auf feudalistisch regierte Kleinstaaten, deren innerer Widerstand bewirkte, dass die neuen Ideen hier erst Bestand haben konnten, als sie ein schweizerisches Gesicht gefunden hatten. Die alten Freiheitsrechte als Privilegien der Orte und Gesellschaftsgruppen wurden zum Recht auf persönliche Freiheit; die Souveränität der alten Orte gestaltete sich zum Recht

des Individuums in Wahl- und Regierungssachen. Der Glaube an das gute alte Recht und dessen Heiligkeit wurde zum Postulat der Gleichheit aller Bürger vor dem allgemeingültigen Recht in Zivil- und Strafsachen. Seit dieser Wandlung ist das Demokratische schlechthin und der Glaube an das Recht im weitesten Sinne ein Wesensbestandteil der Schweiz geworden, der sich ohne gewaltsame Zerstörung des Staatsgedankens nicht mehr herauslösen lässt.

Aus den geschichtlich gestalteten Elementen, die nur sehr skizzenhaft angedeutet wurden, hat sich die heute oft genannte „Idee der Schweiz“ herausgebildet, deren sichtbare Gestaltung der Staat der jeweiligen Gegenwart ist. Er wechselt in langsamem Rhythmus seine äusseren Formen, behält aber seinen Inhalt durch alle Zeiten bei. Die Idee der Schweiz enthält die Christlichkeit in überkonfessioneller Form, auch wenn dies heute wie ein Hohn klingt; sie zeigt sich als eine durch die Geschichte gestaltete Demokratie, die wenig zu tun hat mit staatsrechtlich konstruierten Demokratien oder dem Zerrbild der Linksdemokratie. Die Idee der Schweiz umfasst aber auch alle Elemente, welche dem Lande im Verlauf der Geschichte aus dem Ausland zuströmten und Reichtum und Abhängigkeit zugleich bedeuten. Die Idee birgt die Einheit in der Vielheit, politisch als Föderation, kulturell als ein Miteinander verschiedener Rassen und Religionen, ethisch als Achtung des Einzelnen von der Leistung des andern. Die Fülle dieser Idee ergibt schliesslich als höchstes Resultat die kulturelle und geistig-politische Mission der Schweiz in Europa.

IV.

Der Staat hat das unbedingte Recht, seine Bürger zur Verteidigung der ihm innewohnenden Idee aufzurufen; eine andere Beanspruchung des Einzelnen, die nicht in irgend einem Sinne der Erhaltung des Landes dient, ist nicht erlaubt. Die Schweiz bedeutet für Europa keine sichtbare politische Macht und deshalb kann sie auch den Krieg niemals um der Macht willen auslösen, wenn sie nicht der Lächerlichkeit und dem Untergang verfallen will. Wir sind gezwungen, in der Verteidigung zu bleiben und dürfen uns erst zum Kampf erheben, wenn das

Land und damit die durch die Schweiz realisierte Idee angegriffen wird. Diese dauernde Zurückhaltung ergibt für die Armee eine grosse Schwierigkeit, indem diese auch im Frieden sich nicht ihrem ureigenen Wesen gemäss verhalten und den unbedingten Willen zum Sieg schulen kann, sondern gezwungen ist, ihren eigentlichen Daseinszweck hinter einem blossen politischen Verteidigungswillen zu verstecken. Das Kriegsspiel ist daher bei uns grundsätzlich anders und nach andern Regeln zu spielen als in den uns umgebenden Großstaaten. Es geht nicht um die Ehre eines Feldherrn, nicht um den Ruhm des Heeres, nicht um imperialistische Machtziele, sondern allein um den Glauben an die Idee und an das Land, in dem diese Idee Gestalt gewonnen hat. Dafür allein darf der Staat seine Bürger zur Verteidigung aufrufen. In diesem Falle aber hat jeder unbedingten Gehorsam zu leisten.

Die Verteidigung wird uns nur möglich, wenn es gelingt, die Reserven des Landes so zu organisieren, dass sie im Notfall unverbraucht zur Hand sind. Gefüllte Zeughäuser genügen nicht. Ebenso wichtig ist der Glaube der Soldaten an die Idee des zu verteidigenden Staates als an einen ewigen Wert und eine nie versiegende Reserve. An ihr erkennen wir das Wesen der echten Reserve, die eine schlummernde Energiemasse ist, deren Benützung jederzeit garantiert bleibt. Dies erreichen wir, wenn wir die als Reserve erkannten Kräfte organisieren, um den notwendigen Ueberblick über deren Stärke zu bekommen. Die Organisation darf aber nicht Mobilisation bedeuten, weil wir sonst die Mannschaft zu früh ermüden und in eine unnötige geistige Hochspannung hineinhetzen. Durch voreilige Mobilisation verlöre die Verteidigung ihre räumliche und zeitliche Tiefe und könnte niemals mehr in einen starken Angriff übergeführt werden, weil keine Reservekräfte mehr bereitstehen für den entscheidenden Schlag. Es ist politisch und militärisch äusserst schwierig zu organisieren, ohne zu mobilisieren, die Bewegung vorzubereiten, ohne sie probeweise auch immer wieder auszulösen. Aber diese Schwierigkeit muss im Interesse der ruhebedürftigen Reserven gemeistert werden.

Eine ständig mobilisierte Armee ist eben so schwach wie eine durch Propagandamittel aufgepeitschte Volksmasse, weil sie ihre Hauptenergien in einem andauernden technischen und

geistigen Aufmarsch vergeudet. Ein solches Heer müsste den Krieg im ersten Anlauf gewinnen, denn jeder Rückschlag hätte verheerende Wirkung. Er kann taktisch und politisch nur schwer pariert werden, weil die frischen, ausgeruhten Truppen zum Gegenstoss fehlen. Der Versuch mancher Großstaaten, alle Energie der Rüstung auf die ersten Kriegstage, auf die erste Begegnung mit dem Feind zu konzentrieren, um den Gegner zu überrennen und ihm keine Zeit zur Sammlung zu lassen, ist letztlich nichts anderes als die Angst vor dem Versagen der totalen Mobilmachung bei längerer Kriegsdauer. Gelingt es einem Führer wie Joffre, seine eigene Armee bis zur Marne zurückzuführen und den Feind an einer vorbestimmten Stelle zu erwarten, dann läuft sich der Gegner leicht an seiner eigenen allzu totalen Mobilmachung zutode. Wer zu rasch an die Marne vorstösst, kommt als Besiegter nach Versailles.

Heute will die Schweiz, gedrängt durch die bedrohlichen aussenpolitischen Verhältnisse, ihre Kriegsbereitschaft dadurch erhöhen, dass sie eine ihrer allerwichtigsten Reserven mobilisiert: die Jugend.

V.

Die Schweiz hatte ihre Stellung als erste Militärmacht Europas im späten Mittelalter vornehmlich ihrer Jugend zu verdanken. Wir wissen neuerdings vom Schwur der Zwölfjährigen und von der Mitwirkung zahlreicher Minderjährigen auf dem Schlachtfeld. Aber diese Jugend hatte keine Kulturfragen zu lösen und sich in langen Jahren geistig zu bilden. Das Waffenhandwerk blieb vielfach ihr Lebensinhalt und wurde später höchstens durch einen andern praktischen Beruf abgelöst. Die Jugend kämpfte für die Machtinteressen der erwachsenen Bürger und bildete somit nicht die Reserve, sondern das eigentliche Heer. Erst im 18. Jahrhundert entwickelte sich unter dem geistigen und militärischen Diktat Friedrichs des Grossen die Auffassung, dass der Krieg ein Männerwerk sei, zu dem nur reife und lebenserfahrene Menschen zuzulassen seien. In der Folge wurde der männliche Charakter des Waffenhandwerks immer mehr betont, und das führte schliesslich zu der noch heute gültigen Auffassung, welche im Soldatentum die Verkörperung der höchsten und edelsten Männlichkeit sieht. Dies brachte die

vollkommene Verdrängung der eigentlichen Jugend aus der Kaserne und vom Gefechtsfeld mit sich und ausserdem die Geringschätzung des Soldaten für alles Un-Männliche.

Gleichzeitig lehrte die moderne Pädagogik die Notwendigkeit, die Heranwachsenden zu schonen, die eine ungestörte Reifezeit zu ihrer vollen Entfaltung brauchen. Bis zum kürzlichen Umschwung haben auch die verantwortlichen deutschen Militärstellen diese Auffassung geteilt und dem Jüngling das Gewehr als eine hohe Auszeichnung erst in die Hand gegeben, wenn er zum Mann geworden war. Heute scheint in Deutschland jene andere Tendenz zu siegen, die sich schon während des Krieges deutlich zeigte: die Massenheere benötigen ein ungeheures Menschenmaterial, das sich immer wieder ergänzen muss und schliesslich auch die Jugend verbraucht. Aus Not entstand das Ethos des jugendlichen Kriegsfreiwilligen, dessen nutzlose Selbstaufopferung die Völker noch für Generationen schwächen wird. Diese Mobilisation der Jugend war verständlich aus der höchsten Bedrängnis von aussen, sie erweist sich aber in normalen Zeiten als ein Schlag ins Wasser. Die Reife lässt sich nicht künstlich beschleunigen und ist doch unbedingte Voraussetzung, wenn wir vollwertige Soldaten erhalten wollen. Der jugendliche Sieger in einem Gepäckmarsch schwächt sein Land aussenpolitisch mehr, wenn er sich dabei einen Herzfehler holt, als er ihm durch seine Sportbetätigung vielleicht propagandistisch hilft.

Gewiss hat der Staat ein vitales Interesse daran, jederzeit im Besitz seiner grösstmöglichen Abwehrkräfte zu sein. Aber zu diesem Zwecke darf er nicht alle Bürger auf Wache stellen, sonst ermüdet das Volk innert kurzer Frist. Die Not des Augenblicks darf uns nicht dazu verleiten, Massnahmen zu ergreifen, die nur eine numerische Verstärkung der Bataillone bringen, in Wirklichkeit aber eine innere Schwächung bedeuten. Wenn der militärische Vorunterricht für das Staatsganze eine Hilfe sein soll, dann kann er zum Ziel nur haben, die Jugend als wirkliche Reserve auszubauen und ihr zugleich in der lebendigen Idee der Schweiz einen ewig verteidigungswürdigen Inhalt zu geben, für den sie ihr Leben hinzugeben bereit ist. Die praktische Gestaltung der Ausbildung und die Realisation der schweizerischen Idee im Unterricht, in sozialen Formen und in poli-

tischen Gebilden werden sich je nach den Strukturwandlungen des Staates ebenfalls ändern. Die Frage wird eine endgültige Lösung weder verlangen noch ertragen, weil sie immer wieder neu gestellt und neu beantwortet werden muss.

VI.

Um im Innern des Landes die notwendigen Verteidigungswerte zu schaffen, ist es zunächst wichtig, die Struktur und den geistigen und politischen Inhalt des Staates kennen zu lernen. Wir setzen daher den staatsbürgerlichen Unterricht an die erste Stelle und meinen, dass ein militärischer Vorunterricht ohne gleichzeitige Einführung in die besondere Struktur unseres Staates ohne Schaden für den Wehrgedanken gar nicht möglich ist. Die Staatskunde darf allerdings nicht zu einer Idealisierung der Vergangenheit oder der Gegenwart ausarten, sondern hat im Interesse der Gesamtheit positive Kritik zu treiben. Die Frage nach den geeigneten Lehrkräften muss in Zusammenarbeit der Kantone gelöst werden, da die Unterrichtsmethoden sich nach der Eigenart der Schüler und der Gegend richten müssen, wenn sie Erfolg haben sollen. Neben dem staatsbürgerlichen Unterricht könnte eine Vertiefung der religiösen Erziehung durch Kirche und Elternhaus eine weitere Besinnung der Jugend auf ewige Werte bringen, die keine äussere Macht zu vernichten vermag. Ferner ist die Bildung des ganzen Volkes ein wichtiges geistiges Kraftreservoir, dessen Niveau der Staat im Interesse seiner politischen Selbstbehauptung und der Soldatenerziehung ständig zu heben trachten muss.

Erst wenn es möglich ist, die vorgenannten Punkte in einem staatlich geförderten oder organisierten Vorunterricht zu erfüllen, kann als Ergänzung gleichzeitig die sportliche Ertüchtigung einsetzen, die aber niemals Selbstzweck werden darf. Sport ist seinem Wesen nach wiederum ein Spiel, das niemals ohne Schaden für den Spielenden als Selbstzweck betrieben wird, sondern nur von einem höhern Gesamten her seinen Inhalt erhält. Erst wenn die notwendige Gesinnung geschaffen ist, können wir mit Hilfe des Sportes die Jugend zur Härte erziehen, zu einer ernstern Auffassung des Spielens, aus der sich später von selbst die Erziehung zur soldatischen Haltung ergäbe. Im Zusammenhang

damit liesse sich durch das Gemeinschaftserlebnis in Lager und Arbeitsdienst und sonstigen sozialen Einrichtungen eine wertvolle Charakterschulung erreichen, wie wir es heute schon bei manchen Jugendorganisationen finden. Hier käme dann der lebendige Staat sinnfällig zum Ausdruck und liesse die Heranwachsenden früh in die notwendige Bürgerdisziplin hineinwachsen. Sportliche Wettkämpfe würden sich anschliessen, die aber keine Schaustellungen für Nichtsportler sein dürften, sondern wiederum Spiele mit ganz strenger aber froh geleisteter Disziplin, wie diese vornehmlich das Schiessen als Sport mit sich brächte. Die Jugend würde auf diese Weise zu einem wirklichen Gehorsam geführt und verstünde sich später ohne Reibungen zur Unterordnung unter die militärische Führerhierarchie.

Wir stehen vor der klaren Notwendigkeit, unsere Jugend auf den Dienst des Soldaten vorbereiten zu müssen. Einerseits lässt die kurze militärische Ausbildungszeit eine vollgültige Erziehung zu feldtüchtigen Soldaten kaum zu — andererseits ist unser Land in der herrschenden Friedenskriegslage Europas bedroht und dadurch gezwungen, sich nach Hilfe umzusehen. Dabei übersieht man allzu leicht, dass unsere Parade gegen die Gefahr niemals die eines Großstaates sein kann. Den in dauernder Bewegung gehaltenen Staatsjugenden anderer Länder wollen wir nicht Miniatursoldaten entgegenstellen, welche den Ernst des militärischen Spiels noch nicht erfassen können und daher leicht zum Objekt des schlimmsten militärischen Dilettantismus werden. Wir wollen ein freies, starkes Geschlecht von freiwillig Gehorchenden, von innerlich Gebildeten und Gläubigen, die Träger eines unbeugsamen staatlichen Selbstbehauptungswillens sind und freudig jedes Opfer auf sich nehmen. Nur ein solches Geschlecht wird einmal fähig sein, das echte Soldatentum zur Höchstform des Mannes zu gestalten. Wir wollen keine Kadetten, sondern reife Soldaten, die aus einer Jugend herauswachsen, welche in ernster geistiger Vorbereitung auf den schweren Beruf hin erzogen und geformt wurde. Es geht heute darum, den besten Reserven, die unser Staat besitzt, die notwendige Stärke zu geben, ohne sie vorzeitig zu verbrauchen. Die Lösung dieser Aufgabe kann zur Schicksalsfrage unseres Staatswesens werden, weil wir damit die geistigen und politischen Grundpfeiler der Demokratie entweder stützen oder einreissen.